

Hadewych Snijdewind

Wege zu einer nichtpatriarchalischen, christlichen Solidarität

Einführung

In der Sprache der Humanwissenschaften bedeutet der Begriff «Solidarität»: die Seite eines anderen wählen, an seiner Seite stehen. Viele Menschen leben heute in einer unerträglichen Situation der Bedrängnis, der Unterdrückung, der Gewalt und der Ausbeutung. «Was wird der morgige Tag bringen?», ist ihre ängstliche Frage.

In einigen Ländern ist eine solche Situation, die Ursache des Leidens und eines des Menschen unwürdigen Lebens für so viele ist, die eindeutige Folge eines politischen Systems, das nicht zögert, rohe Gewalt und Folterung zur Erreichung seiner Ziele einzusetzen. In anderen Ländern greift man auf weit subtilere, nicht unmittelbar durchsichtige Machtmittel zurück, um die Menschen arm, klein und ohnmächtig zu halten. Ungerechte Gesetze und eine korrupte Beamten-schaft sollen Initiative und Kreativität von unten verhindern. Die kaum erfolgreich zu nennenden Nord-Süd-Konferenzen, der gewaltige Einfluß des internationalen Bankwesens wie z. B. der des Internationalen Währungsfonds, die multinationalen Konzerne, deren wirtschaftliche Macht sich in den verschiedensten Bereichen geltend macht, die gescheiterten bilateralen Verhandlungen zwischen den Großmächten, die Trilaterale Kommission, SALT II: das alles weist sowohl auf die konkreten Machtverhältnisse auf dieser Welt hin als auch auf eine weltweite Krise, die alle Menschen betrifft, die aber besonders den politisch machtlosen und wirtschaftlich ausgebeuteten Menschen trifft. Sein Lebensunterhalt ist kaum gesichert. Ihm fehlt oft das Essen auf dem Tisch und das Dach über dem Kopf. Aber auch sein Bewußtsein und sein Gewissen werden von den Produktionsverhältnissen, den Konsumgewohnheiten und der herrschenden Moral der Mächtigen geprägt und verfälscht.

Demgegenüber kann das Evangelium eine kritische Kraft sein, weil es die Menschen aufruft, die gefährliche Erinnerung an Gottes Heilshandeln in der Geschichte wachzuhalten. Maria, die die Vorliebe Gottes für die Armen kannte, bezeugte in ihrem Magnifikat: «*Er stürzt die Mächtigen vom Thron, er erhöht die Niedrigen; die Bedürftigen beschenkt er mit seinen Gaben und läßt die Reichen leer ausgehen.*» Der ermordete Erzbischof von San Salvador, Oscar Arnulfo Romero, umschrieb diese Worte wie folgt: *Der lebendige, arme Mensch ist die Ehre Gottes.* Die christliche Solidarität entfaltet sich in dieser Perspektive. Sie entscheidet sich, *weil sie die Freiheit des anderen wählt*, für den armen, den am meisten bedrängten, den entrechteten und entmachteten Menschen. Dies tut sie, auch wenn die Kirche sich in der konkreten Nachfolge der Vorliebe Jesu für die Armen so inkonsequent und widersprüchlich verhält, auch wenn in der Kirche das Ärgernis andauert, daß problemlos «reiche Christen, die reich bleiben, und arme Christen, die arm bleiben, zusammen Eucharistie feiern»¹: daß dort, wo kein wirklicher Wille zur Gemeinsamkeit und Solidarität besteht, dennoch die Interkommunion Einheit vortäuscht und die Eucharistie als Zeichen der Einheit mißbraucht wird. Das bedeutet also: *trotz* der Erfahrungen des bestehenden Übels, ja *herausgefordert* von diesen Erfahrungen und *in* diesen Erfahrungen müssen wir neue Wege der Solidarität suchen.

Voraussetzungen der christlichen Solidarität

Die Beziehung zwischen arm und reich

Weil ich selbst ein Kriegskind bin, mit Kartoffelschalen und Blumenzwiebeln durchgebracht wurde und einiges von der Spannung dieser Jahre mitbekommen habe: Menschen, die untertauchen mußten, die Angst um die Vermißten, den Widerstand..., deshalb bin ich mir auch dessen bewußt, «daß nicht etwa eine Idealvorstellung einer besseren menschlichen Zukunft, die wir an einem sonst langweiligen und leeren Nachmittag zusammendenken, verpflichtet, sondern das ehemals vergossene Blut.»² Diese moralische Forderung reicht weiter und ist einschneidender als die Botschaft derjenigen, die in der Frage nach den Beziehungen zwischen armen und reichen Ländern nur eine Frage nach wirtschaftlichen Verpflichtungen moralischer Natur³ sehen wol-

len und dadurch der brennenden Notwendigkeit der Selbstkritik aus dem Wege gehen, ja eine solche Notwendigkeit leugnen.

In einem Brief lateinamerikanischer Priester an Papst Johannes Paul II. vom Monat Juli 1980 lesen wir: «Wir glauben, daß für die katholische Kirche die Zeit gekommen ist, daß sie ihre Sünde eingesteht, daß sie erkennt, daß sie für die spanische und portugiesische Kolonisation mitverantwortlich gewesen ist. Wir meinen, daß die Kirche im eigenen Vorteil und zur eigenen Gesundung zu einer Selbstkritik finden muß.»⁴ Es genügt nicht, daß die Kirche bereit ist, einen einzigen Fehler aus einer weit entfernten Vergangenheit wie die «Panne» der Verurteilung des Galilei einzugestehen, oder daß sie ganz allgemein ihre Sündigkeit vor Gott bekennt, wenn sie die befreiende Kraft des Evangeliums für die Armen, die Gott gehören, bezeugen will.

«Die Armut der Armen Lateinamerikas geht nicht zurück auf das ›Schicksal‹ oder auf die Natur der Dinge, die sie zu einer ewigen Bedürftigkeit verurteilen würde. Im Gegenteil (...) sie sind arm als Produzenten, als Bauern und als Arbeiter. Sie sind arm als die Eigentümer eines enormen Potentials an materiellen und kulturellen Möglichkeiten und Reichtümern. Deshalb betteln sie nicht um ein Almosen der Reichen, sondern sie fordern die Rückgabe dessen, was ihnen gestohlen wurde.»

«Man darf daher diese Situation nicht einfach als eine «soziale Gegebenheit» betrachten, gegen die man auf der Ebene «humanitärer» Hilfe etwas tun will: man muß bereit sein, die politischen Ursachen einer solchen Situation zu suchen und zu benennen. Man muß ihr dadurch begegnen, daß man bereit ist, für eine radikale Veränderung der Strukturen zu arbeiten, denn nur diese kann wirklich etwas ändern und die ungerechte Privilegierung einer kleinen Minderheit beenden, die sich durch die politische und wirtschaftliche Macht, welche sie an sich gerissen hat, behauptet. Deshalb meinen wir, daß in Lateinamerika die Entscheidung für die Armen eine politische Wahl ist.» So schreiben diese lateinamerikanischen Priester und weisen darauf hin, daß «das Volk Abscheu und Empörung empfindet, wenn seine Mörder sich auf ihr Christsein berufen und mit der Verteidigung der christlichen Zivilisation ihre Massenmorde rechtfertigen. Es ist auch darüber empört, daß viele Bischöfe und sogar Nuntien hier mitverantwortlich sind, und sei es auch nur durch ihr Schweigen.»⁵

Christliche Solidarität fordert deshalb von der Kirche zuerst auch menschliche Integrität. Die Solidarität mißt man an dem Handeln nach dem Evangelium, nicht an Idealvorstellungen, schönen Predigten, Dogmen. Es geht darum, *wie* ein Christ Christ ist: «Wir haben als Jünger Jesu nicht die Wahl, ob Teilnahme an der Politik oder nicht, sondern nur, *wie*, aus welchen Motiven, mit welchen Zielen und Methoden, auf welcher Seite.»⁶ Es handelt sich hier um eine sittliche Frage von äußerstem Ernst und entscheidendem Wert, weil es darum geht, wie Menschen handeln müssen, wenn sie menschlich handeln wollen. Wer sich auf die Solidarität beruft, spricht dadurch auch immer das ethische Wertempfinden des Menschen an, d. h. er fordert diesen Menschen auf, sich seines Gewissens als der orientierenden Kraft bei der Verwirklichung der als wahr und richtig empfundenen Werte zu bedienen⁷. In diesem Geist schrieb das Zweite Vatikanische Konzil: «Im Innern seines Gewissens entdeckt der Mensch ein Gesetz, das er sich nicht selbst gibt, sondern dem er gehorchen muß und dessen Stimme ihn immer zur Liebe und zum Tun des Guten und zur Unterlassung des Bösen anruft und, wo nötig, in den Ohren des Herzens tönt: Tu dies, meide jenes. Denn der Mensch hat ein Gesetz, das von Gott seinem Herzen eingeschrieben ist, dem zu gehorchen eben seine Würde ist und gemäß dem er gerichtet werden wird. (...) Im Gewissen erkennt man in wunderbarer Weise jenes Gesetz, das in der Liebe zu Gott und zu dem Nächsten seine Erfüllung hat.»⁸

Die Erwartung gegenüber der Kirche und das vorherrschende Selbstverständnis der Kirche sowie Kritik daran

Der Begriff «Solidarität» findet seine unverzichtbare politische Dimension in der die ganze Person des Menschen betreffenden Entscheidung, es Gott tatsächlich und konkret zu ermöglichen, Gott-mit-uns zu sein, und der Gemeinschaft, wahrhaft christliche Gemeinde zu werden, *indem sie die Gemeinde Jesu ist*. Denn nur dadurch ist man Jesus treu, der «der Rolle, die man Gott in der Gesellschaft einnehmen läßt, größte Aufmerksamkeit widmete» (C. Duquoc⁹). Hier wird der Kirche von den Gläubigen die Erwartung entgegengebracht, daß sie ihnen auf sinnvolle Weise, d. h. auf eine Weise, die sich gegenüber der Härte der geschichtlichen Wirklichkeit be-

währen kann, eine Perspektive *wenigstens des irdischen Heiles* eröffnet. Man könnte hier auch von einer konkreten Rollenerwartung der Gesellschaft gegenüber der Kirche und ihrer Botschaft reden. Denn eine Verheißung wirklicher Befreiung für den Menschen muß auch auf die Frage antworten: Wie können wir die Erde vor der Vernichtung bewahren? Oder wie die jungen Franzosen den Papst fragten: «Was können wir tun, um einen dritten Weltkrieg zu verhindern?»¹⁰ Da der Papst auf diese nicht allein für die jungen Franzosen, sondern für alle Menschen sehr grundsätzliche Frage nur indirekt einging, ist es wichtig zu sehen, wie er in diesem Kontext die Kirche definiert und was er über Jesus sagt: «Die Kirche ist ihrer Natur nach eine und universal. Sie wird zur Kirche jeder Nation, aller Kontinente und Rassen in dem Maß, wie diese Gesellschaften das Evangelium annehmen und es sozusagen zu ihrem Eigentum machen.»¹¹ Etwas weiter in seiner Rede sagt er, daß «man das Christentum nicht als eine aus vielen verschiedenen Kapiteln bestehende Lektion lernen kann, sondern es immer mit einer Person, mit einem lebendigen Menschen verbinden muß: mit Jesus Christus. Jesus Christus ist der Führer, er ist das Vorbild. Man kann ihm auf verschiedene Weise und in verschiedenem Ausmaß nachfolgen. Man kann ihn auf verschiedene Weise und in verschiedenem Ausmaß zur «Regel» seines eigenen Lebens machen.»¹²

Ich verstehe wohl, was der Papst sagen will, und ich teile auch seine Begeisterung für die Lebensgeschichte Jesu. Dennoch vermisse ich hier etwas – und vielleicht liegt darin, daß Wichtiges ungesagt blieb, auch der Grund dafür, daß *einige Monate nach einem Papstbesuch in einem bestimmten Land dort die anfängliche Begeisterung und Freude oft dem Gefühl der Enttäuschung gewichen ist (man denke z. B. an Irland)*. Die dogmatische Konstitution *Lumen Gentium* des Zweiten Vatikanums hatte erklärt: «Die Kirche ist (...) in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit. Deshalb möchte sie das Thema der vorausgehenden Konzilien fortführen, ihr Wesen und ihre universale Sendung ihren Gläubigen und aller Welt eingehender erklären.»¹³ Es ist wichtig, auf einige wesentliche Elemente dieser Aussage zu achten: die Kirche ist Sakrament der Vereinigung mit Gott und der Einheit der Menschen. Dies gehört auch wesent-

lich dazu, daß sie «in Christus» ist. In dem historischen Bewußtsein, «Volk Gottes» zu sein, interpretiert die Glaubensgemeinschaft dieses «In-Christus-Sein» auch so, daß Christus für sie *Vor-bild* ist. Dies heißt: er ist kein starres *Modell*, das ungeschichtlich immer wieder stereotyp reproduziert werden müßte. Die Kirche geht in ihrer Nachfolge von ihrer geschichtlichen Erfahrung aus und mißt diese an der Forderung nach Gerechtigkeit, die im biblischen Begriff von Gottes Reich, Gottes Herrschaft unter den Menschen gegeben ist. Auch der Anspruch der Kirche, universal zu sein, findet seine Legitimation nur in der Person Jesu und in seiner Vorliebe für die Armen¹⁴. Edward Schillebeeckx bringt dies so zum Ausdruck: «Wenn wir Jesus das Paradigma wahrer Menschlichkeit nennen, bedeutet das, daß er vorgelebt hat, was wir in kreativer Treue und unter anderen Umständen als er verwirklichen müssen. Dafür ist er Norm, Kriterium, Orientierung, Inspiration. Das bedeutet aber nicht, daß die volle Bedeutung Jesu für uns sich darin erschöpft, daß er uns Paradigma ist.»¹⁵

Anders gesagt, die Befreiung der Armen ist eine unabdingbare Voraussetzung dafür, daß Gottes Gegenwart in unserer Welt sichtbar gemacht wird. Nur indem sie selber dazu beiträgt, kann die Kirche die eigene Glaubwürdigkeit bewahren. Nur indem sie sich mit Jesus identifiziert, der die Gaben Gottes austeilte und den Menschen sich selbst zurückgab – wie in seinem Gespräch mit der Samariterin: Frau, Du darfst Du sein, Du darfst sein –, zeigt die Kirche ein ihr wirklich von Gott mitgegebenes Beglaubigungsschreiben. «Kurz und gut, man muß versuchen, sich an Jesu Stelle zu versetzen, mehr als an die unsrige, um zu verstehen, was er hat tun wollen. Betrachten wir das Geschehen nun von uns aus, dann sind wir bereit, alles Mögliche zu glauben: Welcher Gabe wären wir nicht würdig? Welche Gabe erwarteten wir nicht? Nichts kann den Größenwahn unseres Verlangens übertreffen. Versuchen wir aber, uns an Jesu Stelle zu versetzen, um zu verstehen, was er tat, was er tun wollte, dann werden all unsere eigenen Gottesvorstellungen umgestürzt, alle unsere religiösen, philosophischen und moralischen Systeme, die sich auf Gott beziehen, auf den Kopf gestellt; der Gott, den sich die Menschen machen, damit ihre Welt einsichtiger werde, ihren Wünschen entsprechender, fügsamer ihren Sittenbegriffen und ihren Interessen, dieser Gott stürzt in sich zusammen.»¹⁶

Wenn man tatsächlich auf die Frage der heutigen Menschen nach dem Überleben der Menschheit eingehen will, dann kann man das nicht, ohne gleichzeitig auch die eigenen Auffassungen, Richtlinien und Vorschriften in Frage stellen zu lassen. Die Freiheit, mit der Jesus über Gott sprach, steht in starkem Gegensatz zu der Weise, wie Gott in Kirche und Gesellschaft vereinnahmt wird, wie wir ihn für unsere kleinen Ziele einzusetzen wissen. Ch. Duquoc sagt scharf – und es tut weh, weil er eine wunde Stelle trifft –: «Die Kirche, die wegen ihrer Vorläufigkeit auf Erden keineswegs dem Reich Gottes gleichzusetzen ist, wird von einer Einheitsideologie beherrscht, die eindeutig mit dem Zeugnis der Schrift über die Praxis Jesu in Widerspruch steht. (...) Diese Kirche übernimmt die allgemein gesellschaftlich vorherrschende Vorstellung von Gott, während sie doch aus ihrem Glauben heraus diese Vorstellung kritisch befragen und korrigieren müßte.»¹⁷

Fünf Merkmale des solidarischen christlichen Handelns

In dieser Situation der Krise kann die Solidarität als «allgemeines Gegenprinzip sowohl zur Rivalität wie zur individuellen Isolation» (diese Formulierung wurde inspiriert von dem Psychoanalytiker Horst-Eberhard Richter)¹⁸ dazu beitragen, daß der christliche Glaube zu seinem eigenen Wesen und zu seinem eigentlichen Sinn zurückfindet. Hier kommen die Christen, die die politische Dimension ihrer Solidarität, die auch eine wesentliche Dimension ihres Glaubens selbst ist, ernstnehmen, mit den herrschenden Auffassungen in der Kirche diesbezüglich in Konflikt. Sie können sich aber auf das, was «Reich Gottes» in der Schrift bedeutet, berufen.

Wenn sie dieses Reich – und den Kampf Jakobs mit dem Engel – vor Augen haben, entdecken sie *gleichzeitig erstens*, daß Gott uns die Verheißung seines Reiches von Frieden und Gerechtigkeit als «eine auf Menschlichkeit bedachte Gottesherrschaft» *schenkt*, d. h. das Reich ist eine Gabe Gottes, die wir umsonst bekommen. *Zweitens* aber entdecken sie, wie «Reich Gottes» für uns auch die Aufgabe bedeutet, uns die Frage zu stellen, ob wir uns tatsächlich für die Armen entschieden haben, ob diese Entscheidung unser tägliches Leben prägt, aus welchen Gründen wir handeln, welchen Zielen wir nachstreben und wie wir diese Ziele zu verwirklichen suchen. *Drittens* werden diese Christen daran erinnert,

daß das Reich Gottes in unserer Welt nur fragmentarisch erscheint, indem hier und dort etwas von einem «Himmel auf Erden» aufleuchtet. *Viertens* lernen sie, realistisch zu sehen, wie man oft im Leben verwundet und behindert wird und selber Fehler macht. Denn wer die bittere Wirklichkeit der Armen teilen will, hat auch Teil an ihrer Ohnmacht und an ihrem Unvermögen: «Liebe kann – für Augenblicke, und niemals gesucht, immer aufgedrängt – das finstere Antlitz der Gewalt als Ausdruck ihrer Verzweiflung annehmen. Freilich so, daß sie immer weiß, wie sehr sie durch jegliche Gewalt verletzt wird», sagte Johannes Baptist Metz in seiner Laudatio auf Ernesto Cardenal, als dieser am 12. Oktober 1980 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels empfing. *Schließlich* (fünftens) machen diese Christen die Erfahrung, daß ihr Kampf gegen Bevormundung und Unterdrückung, sowohl auf der Ebene des Lebens der einzelnen als auf der Ebene der gesellschaftlichen Strukturen Widerstand hervorruft, denn die Welt der guten Bürger reagiert verärgert und empört, wenn sie mit der Welt Gottes *hier auf Erden* konfrontiert wird.

Zusammenfassend dürfen wir behaupten, daß diese fünf Qualitätsmerkmale menschliches Handeln nach dem Evangelium, und nach dem ganzen Evangelium, kennzeichnen. Das erste und das dritte Kriterium weisen auf die Erfahrung von Gnade hin und bedeuten also die mystische Dimension dieses Handelns: Wir müssen unser Leben verlieren, um es mit der Hilfe des unterdrückten, ausgebeuteten und dadurch zum Armen gemachten Menschen, von zwei Dritteln der Menschheit!, wiederzufinden. Diese Erfahrung Jesu so wie die Erfahrung eines Martin Luther King oder die Erfahrung der sechszwanzigjährigen Argentinierin Julia Inés Santos oder eines Oscar Arnulfo Romero und so vieler namenloser «Söhne und Töchter Gottes» zwingen uns, als Antwort auf die Initiative Gottes gegenüber uns allen mit den oft durch Kirche und Gesellschaft geringgeschätzten, gedemütigten, an den Rand gedrückten Menschen *in all dem* solidarisch zu sein, was ihnen genommen wurde: ihre Arbeit, ihr Land, ihr Haus, ihre Männer, Frauen und Kinder. Das dritte Kriterium läßt sich nicht auf den Bereich der Kirche und des Christentums einengen: das fragmentarische Durchscheinen von Gottes Reich in unserer Welt geschieht auch in der Welt und im Handeln der sogenannten Ungläubigen. Es ist gut, in der Begegnung mit ihnen dieser Tatsache

Rechnung zu tragen, denn alle sind dazu aufgerufen, *Liebe entstehen zu lassen und Gerechtigkeit herzustellen.*

Eine diesen religiösen Einsichten entsprechenden theologale Lebenshaltung drückt sich in einem politischen Engagement der Solidarität aus. Das zweite Kriterium wird durch die Ergebnisse der Sozialwissenschaften bestätigt und untermauert. Die Andragologie, wie eine neuere wissenschaftliche Theorie der Erwachsenenbildung sich nennt, untersucht die Identifikationsprozesse bei denjenigen, die «andragogisch» handeln. Ein Christ, der «andragogisch» handelt, hört auf, Außenstehender und Fremder zu sein. *Er fängt an, mit dem anderen zu lernen, nimmt teil an seinem Leben, ergreift Partei für ihn und mit ihm.* Kurz gesagt bedeutet dies, daß das Handeln aus dem Evangelium politische Wirklichkeit wird und von der Lage der Rechtlosen und der Unterdrückten, der Opfer und der Bedrohten ausgehend, die Interessen der Herrschenden und Besitzenden angreift. Der gegen alle Redlichkeit verstoßende und daher auch nach den Maßstäben des Evangeliums ungerechte Besitz der Mächtigen dieser Welt (Boden, Kapital, Beherrschung des Marktes, technisches Wissen, Kontrolle über Regierung und Verwaltung) muß neu umverteilt werden: alle sollen teilhaben an den Gütern dieser Welt und an der gemeinsamen Verantwortung. Parteipolitisch gesehen bedeutet dies in jedem Land «neue Initiative, Kreativität und Erfindung der Basis». Diese können sich eventuell innerhalb der jetzt bestehenden Möglichkeiten als Überwindung von Ohnmacht und Passivität verwirklichen. Diese können aber auch den Rahmen des jetzt Möglichen und offiziell Erlaubten sprengen: d. h. sich außerhalb der von den Herrschenden als solcher definierten Legalität vollziehen.

Auch das vierte und fünfte Kriterium beziehen sich auf die politische Wirklichkeit. Anders gesagt: ein Christ, der meint, sich autark, in vermeintlicher Selbstgenügsamkeit, jeder politischen Parteinahme entziehen zu können, der warnt, die Kirche solle sich doch aus jeder Politik heraushalten, der seine eigene Verantwortung an die Politiker delegieren und so selber «neutral» bleiben möchte, der mit niemand Ärger haben will, also bange ist, muß sich im Gewissen fragen, ob er noch christlich handelt. Die dagegen *gerechtfertigte* Angst der Armen fordert ihn auf, seine als Neutralität gefärbte Feigheit und Selbstsucht aufzugeben, um zusammen mit den

Armen zu handeln. Die Folge einer solchen Solidarität kann dann eine segensreiche Befreiung für beide bedeuten.

Eine nichtpatriarchalische Solidarität

Wenn die Frauen aus der bürgerlichen Klasse die in dieser Klasse und durch den Einfluß dieser Klasse in Kirche und Gesellschaft herrschenden Vorurteile und das egoistische und oft rücksichtslose Verfolgen der eigenen Interessen dieser Klasse überwinden wollen, um zu einer neuen «Schwesterschaft» mit den Benachteiligten zu finden, dann ist es meiner Meinung nach unbedingt notwendig, daß sie bereit sind, sich in die Situation der Armen, *Frauen, Männer und Kinder*, zu versetzen, ja an ihrer Erfahrung von Leid und Unterdrückung Anteil zu nehmen und diese Erfahrung in Solidarität zu vertiefen.

Das Patriarchat, über das auch an anderen Stellen in diesem Heft geschrieben wird, nimmt in der armen Welt oft die Gestalt der nationalen Sicherheit, des Gesetzes und der «aufgeklärten», der entmündigenden Zwangsbevormundung an. Dahinter verstecken sich Ausbeutung, Unterdrückung und allzu effizient organisiertes Unrecht. Ein Beispiel: Bei der letzten Zusammenkunft des Russelltribunals im November 1980 in Rotterdam in den Niederlanden wurde bekannt, daß in Brasilien Indianer vor dem Gesetz als Minderjährige gelten und auch als solche behandelt werden. Weil die Indianer sich immer entschiedener gegen diese Entrechtung wehren, ist die «Sorge» für diese Bevölkerungsgruppe dem Militär und der Geheimpolizei anvertraut worden.

In der römisch-katholischen Kirche bekommt das Patriarchat die Züge des Klerikalismus und des Patriziats: eine Kaste von durch die Priesterweihe geadelten männlichen Auserkorenen, deren entscheidende Elite zudem zu einem großen Teil in Rom wohnhaft ist, verharnt noch immer darin, der Frau ihre Gleichberechtigung mit dem Mann zu versagen. Diejenigen, die sich für die Frauen einsetzen, und das sind glücklicherweise auch Priester und der eine oder andere Bischof, bringt man zum Schweigen, oder man redet selbst nicht mit ihnen. Man darf den konkreten Führungsstil der Kirche kaum von der Dringlichkeit grundsätzlicher Probleme der heutigen Menschheit und weniger noch vom Evangelium ausgehend beurteilen: auf Armut und Vernichtung in der Welt antwortet die offizielle Kirche

mit beschwörenden und beschwichtigenden Worten und Vorurteilen; den Herausforderungen der Geschichte hält sie ein erstarrtes Verständnis von Tradition entgegen; auch wenn sie sich mit der Demokratie in den entwickelten Gesellschaften abgefunden hat, ist die innerkirchliche Politik undemokratisch; Information in der Kirche findet nur von oben nach unten statt. Auch in letzterer Zeit, nach der Bischofssynode von 1971, wird dies wieder durch zahlreiche römische Dokumente und Einmischungen bestätigt¹⁹. Eingaben, die von der Basis kommen, werden negiert. So bekam zum Beispiel ein offener Brief aus den Niederlanden, der ein Gespräch über die Öffnung des kirchlichen Amtes auch für die Frau vorschlagen wollte, überhaupt keine Antwort²⁰. Und war es anders, als in den USA Teresa Kane vor dem Papst dasselbe Problem erwähnte, oder als Barbara Engl in der Bundesrepublik den Eindruck der Jugend formulierte, die Kirche schein mehr mit der Sprache der Gebote und Verbote zu reden als bereit zu sein, über die Probleme zu diskutieren, oder als sie sagte, die Jugend könne schlecht verstehen, weshalb die Kirche bei dem großen Priesterangel dennoch so streng am Zölibat festhalte.

Ausgehend von solchen Feststellungen könnte man den Klerikalismus als eine übertriebene Beharrungssucht in der Kirche, ein starres Festhalten an überkommenen Formen, ja als eine Art Habgier, die mit fast geiziger Angst nichts vom Alten abgeben möchte, betrachten. Nicht aufgegeben werden sollen die bekannten Ordensmodelle, die spezielle Kleidung von Ordensleuten und Geistlichen, das verstümmelte Jesussymbol, die Reservierung des Priestertums für eines der beiden menschlichen Geschlechter zusammen mit der Forderung des Verzichtes auf die konkrete Geschlechtlichkeit. Aufgegeben wird auch nicht die psychologische Haltung, die hinter all dem zu suchen ist: Angst vor Kreativität, vor mündiger Selbstbestimmung des Menschen, vor den vielen unterschiedlichen Weisen, auf die sich Gott den Menschen und durch die Menschen mitteilt, so daß den Menschen klar wird, was auch das tiefste Anliegen Jesu war: Gott ist auf das Glück des Menschen bedacht, nicht auf sein Unglück.

Es kann aber auch anders sein in der Kirche, und nach den Kriterien des Evangeliums muß es sogar anders sein. Das zeigt ein Gespräch, das Kardinal Lorscheider am 10. September 1980 mit verheirateten Priestern aus seiner Diözese über

ihre Identität und darüber, daß sie in der Kirche ein prophetisches Zeichen sein können, führte. Am Ende dieses Aufsatzes werde ich den Brief anfügen, den diese verheirateten Priester Papst Johannes Paul II. in Fortaleza überreichten. Das soll ein Zeichen der Solidarität mit ihnen und mit allen sein, die in einer ähnlichen Situation leben, nicht zuletzt auch mit ihren Frauen, die aus der Sorge Jesu für die Menschen leben, und mit ihren Kindern, die dies als Zeichen der Treue gegenüber dem Evangelium verstehen sollen.

Es ist an der Zeit, daß wir in Kirche und Gesellschaft die Politik des «teile und herrsche» durchschauen und unsere eigene Verantwortung auffordern, deshalb, weil wir auch füreinander verantwortlich sein wollen. Denn überall geschieht, was hier geschieht. Was dort weit weg geschieht, kann sehr nah sein, wenn wir in Solidarität das miterfahren *wollen*. Dann entdeckt man auch, daß Leben und Lernen ein gemeinsamer Weg der gegenseitigen Befreiung sein soll. Der Reiche wird von der Last seines Reichtums befreit, der Arme von seiner Armut. Dann entsteht Solidarität: die Begegnung mit dem anderen, *der weder unser Schatten noch unser Spiegelbild und auch nicht eine Ergänzung von uns ist, sondern er selbst; jemand, der uns göttlich frei sein läßt und uns dennoch zwingt, völlig diejenigen zu sein, die wir sind*²¹.

Solidarität ist in diesem Kontext nicht an erster Stelle ein örtliches Zusammensein oder eine Geisteshaltung, sie ist vor allem Person: *compañero*.

Ein besonders delikates Problem diesbezüglich ist der Gegensatz zwischen der Marienverehrung des Volkes und dem Marienkult der herrschenden Elite. An sich sollte Maria für jeden da sein: für arm und reich, für Unterdrückte und Unterdrücker, für die vielen Basisgemeinden, in denen Kirche sich auf vielfältige Weise ereignet, und für die Leiter der Großkirche.

Dennoch gibt es einen großen Unterschied zwischen der Art und Weise, wie die Elite Maria betrachtet und wie die Armen sie erfahren. Die ersten erleben Maria als die Erhabene und Entfernte: sie ist anders und unterschiedlich in ihrem Verhalten, in ihrer Person, in dem Platz, den sie in Gottes Heilswerk einnimmt. Sie ist ihnen die «unbefleckt Empfangene», die «himmlische Mutter», diejenige, die «von Gott würdig gemacht wurde, Mutter Gottes zu werden, Erbin der Heiligkeit ihres Sohnes, in der sein glänzender Sieg über das Böse, der Sieg der Liebe über den Haß, der Gnade über die Sünde ihre edelste

Frucht trägt». Durch solche Aussagen wird Maria aus der Erfahrungswelt der Menschen losgelöst, sie wird ein abstraktes Individuum. Sie wird zu einem Objekt, das von den Herrschenden im eigenen Interesse, nach eigener Willkür manipuliert werden kann.

In der Erfahrung des Volkes bleibt Maria dagegen ein Subjekt, ein anderer Mensch, der aber auch konkrete Hoffnung der Befreiung aus Not, Armut, Hunger, Krankheit, Leiden, Knechtschaft und Gewalt bedeutet. Für das Volk steht die Begegnung mit Maria in deutlicher Nähe zu der Bitte des Vaterunsers «Unser tägliches Brot gib uns heute». «Tota tua sum et omnia mea tua sunt»: in diesen Worten sieht das Volk zu Recht eine Identifizierung Marias mit Jesus: seine Haltung gegenüber dem konkreten Leiden der Menschen ist auch die ihrige. Andererseits ist aber das Magnifikat als Gebet Marias auch das Gebet des Volkes. Maria stärkt dieses Volk in seinem Widerstand gegen Unterdrückung: sie eröffnet eine Perspektive, die zum Durchhalten ermutigt. In diesem Durchhalten wird das Gegenteil der jetzigen Erfahrung wahr, wird die verkehrte Welt zu einer Welt von Menschen. Diese neue Perspektive und die dadurch erschlossene Hoffnung, die auch zur liebenden Tat werden und die an der Lebenshaltung Marias anknüpfen, nennen wir *Glauben*. Das Leben Marias ist Aufruf und Zuspruch für uns: sie zeigt uns neue Möglichkeiten, um im persönlichen Engagement die sprengende Kraft zu entdecken, die eine erstarrte, verbürgerlichte und entmenschlichte Gesellschaft wieder zu sich selbst, zu dem befreien kann, was sie sein soll. Vor Gottes Angesicht stehend, ist ihre größte Sorge das Glück des lebendigen Menschen.

Wege zu einer nichtpatriarchalischen, christlichen Solidarität

«Wege zeigen», das heißt: Hilfen und Instrumente reichen, die dazu befähigen, Rücksicht nehmend auf die konkreten Gegebenheiten und auch auf Regeln und Normen, das Ziel zu erreichen. Wir suchen in diesem Fall *eine Methode, die die Solidarität mit den Erfahrungen, Interessen und Hoffnungen des bedrohten Lebens ermöglicht*. Auf diese Solidarität werden wir ja durch das Evangelium verpflichtet, denn die Benachteiligung des Benachteiligten verpflichtet und ermächtigt uns zum Engagement.

Die Sozialwissenschaften helfen uns, solche ziemlich konkreten Wege zu finden, während die Theologie uns bei dieser Suche das Gespür für den Menschen als Menschen bewahren soll, die Sensibilität für diesen Menschen in der Perspektive der Hoffnung auf eine bessere Zukunft auf Erden, die die Konkretisierung von Gottes Segen für den Menschen sein wird, der «Raum Gottes», den er den Menschen schenken will. «Raum Gottes» als die Weite und die Freiheit Gottes, an denen er die Menschen teilhaben läßt, halte ich übrigens für eine bessere Umschreibung dessen, was Jesus «Himmel» nannte, als die Vorstellung eines außer- oder überirdischen Himmelsgefildes.

Die Mittel und Möglichkeiten, die die Sozialwissenschaften uns zeigen, können zu Instrumenten werden, um an die vorher erwähnten fünf Qualitätsmerkmale eines authentischen christlichen Handelns anzuknüpfen. Es geht dabei nicht so sehr um die Ergebnisse methodischer wissenschaftlicher Forschung als um Vorschläge für einen konkreten Prozeß der Kommunikation, durch den gemeinsam dagegen angegangen wird, daß der eine Mensch den anderen zwingt, überrollt, entrechtet und unterdrückt. Dieser Prozeß der Kommunikation will wohl bewußt gegen die Situation von Unterdrückung angehen, sich einmischen, verändern und Neues hervorbringen. Dieser Prozeß der Intersubjektivität will gleichberechtigte Verantwortung zur Befreiung sein. Man könnte verschiedene Phasen eines solchen Prozesses wie folgt umschreiben:

- die bewußte Entscheidung, den eigenen Standort, die eigene Macht und den eigenen Besitz in Frage stellen zu lassen, und die damit einhergehende Bereitschaft, alles aufzugeben, was hier gegen die Gerechtigkeit verstößt;
- das Einschlagen der Richtung, die die Armen uns zeigen: der Versuch, die fast zum Erliegen gekommene Klage von immer aufs neue wieder zum Schweigen gebrachten, zermürbten Menschen zu hören; die Anstrengung, dies sowohl zu tun gegenüber denen, die in einer Gesellschaft der Gewalt und der Zensur leben, als gegenüber den Leidenden in unserer sogenannten liberalen Wohlstandsgesellschaft, als auch in einer Kirche, die bisher beherrscht wird von einer Elite zölibatärer Männer;
- das Wagnis, auch für sich die Lebenssituation der Leidenden ernst zu nehmen und sich auf sie und ihre Situation einzulassen;
- das geduldige Warten darauf, daß sie uns zum

Zuhören einladen und uns über Gegebenheiten und Ereignisse, über ihre Wertvorstellungen und Normen, über ideologische Voraussetzungen und Sprachgebrauch in ihrer Kirche und in ihrer Gesellschaft informieren wollen;

– die Konfrontation des Gehörten mit der eigenen persönlichen und gesellschaftlich abgesicherten Existenz; die Bereitschaft, das eigene Selbstverständnis korrigieren zu lassen;

– zusammen mit dem anderen, wenn man dazu aufgefordert und eingeladen wird, Subjekt eines von jetzt an gemeinsamen Handelns werden, in dem die Hoffnung auf Befreiung konkretisiert wird, die Zukunftsmöglichkeiten abgetastet werden und die gemeinsame Arbeit für diese Zukunft geplant wird. Die hier angestrebte Intersubjektivität sucht eine Übereinstimmung in einer gemeinsamen Beurteilung der Wirklichkeit und in dem gemeinsamen Handeln gegenüber dieser Wirklichkeit zu erreichen. Im gegenseitigen Zuhören und Besprechen strebt man gemeinsam nach einem Einverständnis, in dem die konkrete Not und die politische Wirklichkeit und Möglichkeit die Strategie bestimmen, der zu folgen ist. Die wachsende, vom Evangelium genährte Solidarität setzt Kräfte frei und läßt Wege finden, die wahre Emanzipation und echte Freiheit aller fördert und ermöglicht;

– der Einsatz der eigenen Person für die Freiheit des anderen, für den Frieden und die Zukunft, wodurch man zwar sich selbst aufs Spiel zu setzen scheint, aber auch in der Identifizierung mit dem Lebensglück des anderen eine neue Bestätigung findet. In religiöser oder theologischer Sprache nennt man das: Gottes Willen tun. Dadurch wird der Mensch anders, weil er das eigene Leben aus der Sicht der einengenden Lebensumstände der anderen betrachtet, um zusammen mit ihnen gesellschaftlich und kirchlich eine neue Welt und eine gerechte Ordnung aufzubauen;

– die gemeinsame Verteidigung gegen die Angriffe der Mächtigen in Kirche und Gesellschaft, die die neuen Initiativen der Solidarisierung mit der Leidenserfahrung anderer und die daraus entstehenden gemeinsamen Anstrengungen zur Erschließung einer neuen Zukunft verhindern wollen. Wer sich engagiert für die Rückgabe von gestohlenem und erpreßtem Eigentum und Land, für gerechte Löhne, für Gleichberechtigung von Mann und Frau, für die Rechte des Kindes, für bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen, macht die Erfahrung, daß die Herr-

schenden sich gegen sein Engagement wenden oder dieses Engagement diffamieren und versuchen, ihm unlautere Motive zu unterschieben oder es subtil für die eigenen Ziele einzufangen. Die Treue gegenüber verwundeten und geschundenen Menschen wird nicht nur verleumdet, sondern man greift auch unmittelbar die Person derjenigen, die sich engagieren, an, indem man sie als Unruhestifter disqualifiziert, Emotionen und Polarisation gegen sie schürt, das, was man selber anzubieten hat, und die eigenen Gesetze als das Vernünftigste und zum Wohl aller Geeignetste hinstellt, indem man sogar auf Gewalt zurückgreift, und wenn nicht auf brutale, unmittelbare Gewalt, dann wenigstens darauf, daß man z. B. in der Kirche solche Personen ihrer Ämter enthebt, sie marginalisiert und von denen fernzuhalten sucht, für die sie sich eingesetzt hatten und denen sie sich anvertrauten.

In diesem Rahmen ist es wichtig, daß die verschiedenen Gruppen derjenigen, die unterdrückt sind, und derjenigen, die sich mit solchen Gruppen von Unterdrückten identifizieren, sich nicht voneinander isolieren, sondern miteinander Kontakt halten und sich *feedback* geben. Die Basis und die verschiedenen Gruppen der Basis müssen zu verschiedenen Initiativen der Begegnung finden, in denen die Erfahrungen der Unterdrückung und des Widerstandes geteilt und ausgetauscht werden. Das verhindert, daß Gettos entstehen, dadurch stärken und stützen Menschen sich gegenseitig, legen sie ein Zeugnis ab, das nach außen strahlt und wirkt, fordern sie andere Menschen auf, die politischen Zusammenhänge und Verstrickungen unserer nachliberalen Gesellschaft zu durchschauen, dagegen etwas zu tun und kreativ zu werden, indem man gemeinsam Wege zu einer neuen Zukunft findet. Eine breite, weitreichende Kommunikation stärkt dann die Solidarität, weil Solidarität das Lebensglück des Menschen verkörpert und seine Freiheit fördert. Wer sich auf diesen Prozeß einläßt, macht sich auf den Weg zum neuen Jerusalem, den Weg nach Solentiname, den Weg, den die «Törichten Mütter» auf der ganzen Welt eingeschlagen haben.

Dies hat natürlich auch Folgen für das patriarchalische Denken innerhalb der katholischen Kirche. Christliche Solidarität durchschaut den Vatermythos, den kirchliche Führer so gerne lebendig erhalten möchten, auch gerade dann, wenn sie diesen Vatermythos mit der der männlichen Macht ungefährlichen Idealvorstellung der

Mutter ergänzen. Wenn Frauen sich dagegen wehren, dann ist es nicht an erster Stelle, weil sie sich gegen alte Kultursymbole oder biblische Bilder an sich wenden wollen, sondern vor allem, weil die kirchlichen Leiter sich der Abba-Erfahrung Jesu bemächtigt haben, um sie eindeutig vom männlichen Standpunkt aus nur zum einseitigen Vorteil einer kleinen Gruppe zu deuten. Dadurch entsteht eine, sei es auch nicht unmittelbar beabsichtigte Atmosphäre der Anwendung von Macht und der autoritären Ausübung von Zwang, die Widerspruch hervorrufen muß und die so weit entfernt ist von der befreienden Liebe Gottes, die Jesus predigte. Man denke hier an die «Richtigstellungen» und an die unterschwellige Kritik in der Form von Diskussionsbeiträgen im *Osservatore Romano*, nachdem Johannes Paul I. am Sonntag, den 10. September 1978, die unvergeßlichen Worte gesprochen hatte: «Gott ist nicht nur Vater («papa»!), sondern mehr noch ist er Mutter.»

Wenn man in dem gemeinsamen Widerstand gegen das Unrecht trotz Enttäuschung, Rückschlägen, Deprimiertheit, Leiden, Verstümmelung und Tod zusammenhalten will, braucht man auch die christliche Ermutigung, daß man es auch lernt zu vergeben und Vergebung anzunehmen. Befreiung bedeutet ja, daß nicht neue Macht und Rechthaberei und Überheblichkeit entstehen, sondern daß man *zusammen* Verantwortung für eine neue Zukunft tragen will.

In diesem Kontext wird das Vaterunser ein Lied der Befreiung, in dem Gott nicht länger als

Symbol der Macht erscheint, sondern Gott derjenige ist, der dem Menschen die Kraft zur Befreiung schenkt, den Glauben im Hören, die Liebe in der Solidarität. In einer neugefundenen, freien und befreienden Beziehung zu Gott wird der Mensch zu einem neuen Beten und Singen des Vaterunsers getrieben. Vater unser: *unser Gott ist wie ein Freund dem Freund*; im Himmel: *er schenkt den Raum seines Erbarmens, die Weite seiner Gegenwart*; geheiligt werde dein Name: *«gesegnet ist der, der uns segnet» und «Jahwe, du bist unser Gott, dich wollen wir ewig loben»* (Ps 30, 13); Dein Reich komme: *mit Sehnsucht halten wir Ausschau nach der Erfüllung deiner Verheißung, nach der neuen Welt der Gerechtigkeit und Liebe*; dein Wille geschehe, wie im Himmel so auf Erden: *möge deine befreiende Lebensnähe unter uns sichtbar werden*; unser tägliches Brot gib uns heute: *wir vertrauen darauf, daß wir heute das Nötige zum Leben bekommen und lernen, uns als Freunde dabei gegenseitig zu helfen*; und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern: *deine Vergebung ist die Quelle, aus der auch zwischen uns Versöhnung und Aussöhnung entsteht*; und führe uns nicht in Versuchung: *mach echte Christen aus uns, die vor dir und voreinander bestehen können*; sondern erlöse uns von dem Bösen: *befreie uns von Machtmißbrauch und von Gewalt, auch wenn sie von uns ausgehen oder in unserem Herzen bestehen*; denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit, amen: *denn du bist es, unsere Kraft und unser Befreier, auf den wir vertrauen.*

¹ E. Schillebeeckx, *Het evangelie voor armen en rijken*: Tijdschrift voor Geestelijk Leven (H. 4, 1980) 362.

² O. Warmenhoven, *Bij wijze van kroniek van de andragologie*: Wending H.4 (1976) 226–227.

³ Ansprache von Papst Johannes Paul II. an die Jugend im Parc des Princes in Paris am Sonntagabend, 1. Juni 1980: Predigten und Ansprachen von Papst Johannes Paul II. bei seiner Pilgerfahrt nach Frankreich (Sekretariat der deutschen Bischofskonferenz, Bonn [1980]) 80–89, hier Nr. 16, S. 87–88.

⁴ Dieser Brief erschien u.a. am 5. Juli 1980 im NRC-Handelsblad.

⁵ Ebenda.

⁶ H. Gollwitzer, *Befreiung zur Solidarität* (München 1978) 192.

⁷ Eine ethisch orientierte Betrachtung, in der der Begriff Gewissen an zentraler Stelle steht, schrieb: P. Sporken/H. Spee, *De politiemann tussen bevel en geweten*: De Bazuin 63/42 (1980) 4–7 (Übernommen aus: *Het Tijdschrift voor de Politie*).

⁸ *Gaudium et spes* I, 16.

⁹ Ch. Duquoc, *God anders* (Hilversum 1980) 39 (französisch. Original: *Dieu différent*).

¹⁰ Frage 12 der jungen Franzosen, deren Beantwortung die in Anm. 3 erwähnte Rede war. Diese Fragen wurden u.a. veröffentlicht: *Archief van de Kerken* H. 22 (1980) 1036.

¹¹ Nr. 6 der in Anm. 3 erwähnten Ansprache (= S. 83).

¹² Ebenda Nr. 9 (S. 84).

¹³ *Lumen Gentium* I, 1.

¹⁴ Vgl. *CONCILIUM* 16 (1980) Heft 5.

¹⁵ E. Schillebeeckx, *Jesus, Het verhaal van een levende* (Bloemendaal 1980) 606; Deutsch: *Jesus. Die Geschichte von einem Lebenden* (Freiburg 1976).

¹⁶ J. Pohier, *Wenn ich Gott sage* (Olten/Freiburg 1980) 206.

¹⁷ Ch. Duquoc, aaO. (Anm. 9) 91.

¹⁸ H.-E. Richter, anlässlich seines Buches *Lernziel Solidarität* (Hamburg 1974): *Evangelische Kommentare* 7/11 (1974) 683.

¹⁹ Als die Bischofssynode zum Thema *Priestertum* z. B. den Beschluß faßte, eine gemischte Kommission einzusetzen, die nach dem Vorschlag der kanadischen Bischofskonferenz, der von Kardinal Flahiff vorgetragen wurde, «gründlich die Frage nach der Frau im kirchlichen Amt» untersuchen sollte, zeigte sich später bei der Veröffentlichung der Synodenbeschlüsse, daß «von hoher Hand» eingegriffen worden war. Der Synodenbeschluß war aus dem Dokument über das *Amtspriestertum* entfernt worden, um in ein anderes Dokument «Die Gerechtigkeit in der Welt» eingeschoben zu werden, obwohl während der Synode überhaupt nicht im letzteren Kontext über diese Problematik gesprochen wurde. Als dann doch die oben erwähnte Kommission gegründet wurde, empfing sie am 3. Mai 1973 ein *Pro Memoria* seitens des Staatssekretariats, daß «vom Anfang der Untersuchung an die Möglichkeit der Amtsweihe der Frau ausgeschlossen werden muß», aber das war gerade die Frage, deren Untersuchung durch den Beschluß der zur Synode versammelten Bischöfe gefordert worden war. Durch eine solche Handlungsweise macht die Kirche sich selbst unglaubwürdig.

²⁰ Dieser Brief, *Open brief aan het volk Gods*, wurde dem Papst nach Ablauf einer Zusammenkunft des niederländischen Pastoralgremiums «Landelijk pastoraal overleg» im Oktober 1978 zugeschickt.

²¹ Diese Formulierung ist durch ein Zeugnis von Marguerite Yourcenar über ihre Freundin Grace Frick inspiriert worden.

Aus dem Niederländischen übersetzt von Karel Hermans

HADEWYCH SNIJDEWIND

1940 in Amsterdam geboren. Taufname: Dory. Studium des Niederländischen, der Theologie und der Sozialwissenschaften. 1962–1977 Gymnasiallehrerin für Niederländisch und Religion. 1967 Dominikanerin. Seit 1971 Redaktionsmitglied der Zeitschrift für Ordensleute «Reliëf», seit 1977 Leitung des Generalsekretariats der Zeitschrift *CONCILIUM*, seit 1979 Mitglied des Ordenskapitels der Dominikanerinnen. Mitglied der Arbeitsgruppe «Ordensleute» des Landelijk Pastoraal Overleg in den Niederlanden, Mitglied der ökumenischen Kommission «Entwicklungen in der niederländischen Ordensprovinz» und der Lorscheidbewegung. Mitarbeit in der Basisbewegung kritischer Gruppen und Gemeinden. Verschiedene Veröffentlichungen über die Problematik der Frau, die Ost-West-Beziehung, das Ordensleben und die Katechese. Arbeit an einer Dissertation über *Andragologie*, eine Theorie der Erwachsenenbildung. Anschrift: Stichting *CONCILIUM*, Prins Bernhardstraat 2, NL–6521 AB Nijmegen, Niederlande.

Anhang

Brief der verheirateten Priester
an Papst Johannes Paul II.
anlässlich des X. Nationalen
Eucharistischen Kongresses in
Fortaleza (Brasilien)

I. Wer sind wir

... Und Abraham ist ausgewandert. Im Namen seines Gottes hat er sein Vaterland verlassen. Im anderen Land, wo er wohnen, in der neuen Lage, in der er ein verändertes Leben führen wird, wird er die Anwesenheit desselben Gottes ehren, der ihn erleuchtet, ihn begleitet hat und bei ihm geblieben ist. Er wird ein neuer Mensch, aber dieser neue Mensch wird derselbe Abraham sein. Gott ist mit beiden.

Auch wir, die verheirateten Priester, sind ausgewandert. Wir haben ein Land verlassen und

haben es im Namen unseres Gottes getan. Im anderen Land, wo wir wohnen, in der neuen Lage, in der wir jetzt ein verändertes Leben führen, ehren wir diesen gegenwärtigen Gott in der festen Überzeugung, daß ER uns erleuchtet, uns begleitet und bei uns bleibt. Wir sind die anderen, aber wie Abraham bleiben wir doch dieselben. In beiden Umständen – zölibatärer Priester gestern, verheirateter Priester heute – bleibt Gott mit uns.

Es ist gerade dieser Unterschied und diese Fortdauer, das andere und dasselbe, in Abraham so gut vereint, die uns fühlen lassen, daß sich in uns eine Verbindung vollzogen hat. Es gibt einen Gegensatz, aber auch einen Zusammenhang. Die Gegensätze verflechten sich und werden in einer höheren Synthese angenommen und aufgehoben.

Wir haben verschiedene Wege gewählt. Wir üben viele verschiedene Berufe aus. Jedoch gibt es vieles, was uns verbindet: Die gleiche Ausbildung vermittelt uns Solidarität dadurch, daß wir die Probleme aufgreifen; die Priesterweihe hat

zwischen uns unzerstörbare Bande geschaffen; die identische Stellungnahme, die wir dem Sakrament der Ehe gegenüber einnehmen, hat im täglichen Lebenskampf eine neue Solidarität zwischen uns bewirkt.

Wir bilden innerhalb der Kirche eine Gruppe, die nicht mehr Mitglieder des Klerus, aber auch nicht nur Laien sind. Das vermittelt uns eine neue Vision der Kirche. Unsere theologische Ausbildung ist mit der Ausbildung der zölibatären Priester identisch. Wir haben die gleichen Erlebnisse und seelsorgerischen Erfahrungen. Wir nehmen teil an der Reflexion der Aktion der neuen Lebensformen des Glaubens in den Kirchen – und Basisgemeinden.

Diesem angesammelten Erfahrungsbereich fügen wir heute neue Werte zu, die aus unserer neuen Berufung entstehen. Die konkrete Erfahrung des Lebens in der Ehe und die Verschiedenartigkeit der Aufträge in den verschiedenen Bereichen der Gesellschaft vermitteln uns neue Erkenntnisse und ein neues Verständnis der Probleme des Gottesvolkes, die neue Wege für eine bessere Verbreitung der christlichen Botschaft eröffnen.

II. Unser Beitrag

Unter Erwägung all dessen haben wir uns entschlossen, unsere Stimme auf diesem X. Kongreß in unserer geliebten Stadt Fortaleza hören zu lassen in der festen und freien Überzeugung, daß unsere Situation ein prophetisches Signal innerhalb der Kirche ist.

Wie viele andere haben auch wir die Fragen des Kongresses: «Wohin gehst du?», «Wie gehst Du?», «Mit wem gehst du?» vernommen. Wir haben sie angenommen und wollen unsere Antwort geben. Wir kommen freiwillig, folgen so der früheren Aufforderung, die von unseren Bischöfen, die in Medellín vereinigt waren, gemacht wurde, mit der sie die verheirateten Priester aufgerufen haben, «Zeugnis zu geben des Reiches, dem sie geweiht wurden» (Medellín, II, 30). Die gleichen Bischöfe haben kürzlich den Wunsch ausgesprochen, daß wir «im Dienste der Kirche mitwirken» (Puebla, 710), indem sie die Worte der Priester der Synode übernahmen, die aufgefordert haben, daß «die, die geweiht für das Reich Gottes, uns verlassen haben, ihre apostolische Arbeit fortsetzen» sollten (Sacerdócio Ministerial, II, 4, 1971).

III. «Wohin gehst du?»

Als wir uns entschlossen haben auszuwandern, ist dies nicht aus Erschöpfung oder Verachtung erfolgt. Es ist geschehen, um der Stimme Gottes treu zu bleiben, die uns für eine neue Mission berufen hat. Wir sind Abraham. Wir sind berufen worden, haben uns auf den Weg gemacht und antworten heute: «Wir gehen, wohin uns der Herr sendet!»

Im kirchlichen Geist der Bereitschaft zu hören und zu helfen, so wie wir berufen wurden, fragen auch wir: «Wohin gehst Du, Petrus?»...

Bei seinen Reisen als unermüdlicher Apostel hat der Heilige Vater in vielen einen Glauben erweckt, Menschenmengen mit der Botschaft des Evangeliums belebt. Aber nach den Besuchen bleiben Männer und Frauen verbittert, weil sie nicht gehört worden sind zu dem, was für sie das Innerste und Göttlichste ist: das Gewissen.

Männer und Frauen in Europa, in Amerika, in Afrika und jetzt in Brasilien, geweiht oder nicht geweiht, verheiratet oder nicht verheiratet, wollen sich der Kirche mit der echten Liebe des Johannes und mit dem apostolischen Eifer des Paulus widmen, aber die Hirten meinen, ihre Dienste nicht zu brauchen. Und das, obwohl ein großer Teil der Herde in der Wüste ohne Hirt umherirrt...

Männer und Frauen, entflammt für die Botschaft des Evangeliums, suchen neue Wege, um ihren tausendfachen Glauben an den Herrn auszudrücken, und werden durch die Zensur blockiert, ohne daß oft die proklamierten Menschenrechte berücksichtigt werden.

Männer und Frauen, die in voller Übereinstimmung mit diesem gleichen Glauben und dem Vertrauen in den Herrn leben wollen, werden in der Dunkelheit der Nacht belassen, weil die Hierarchie ihnen alle Türen versperrt, ihnen das Recht verweigert, angemessene Lösungen für die Schwierigkeiten unserer Epoche zu suchen.

In dem gleichen brüderlichen Geist, aber auch überzeugt von dem Wert des Dienstes, den wir leisten, wagen wir unseren Vorschlag zu unterbreiten: daß es Paulus wie Johannes im letzten Abendmahl mache und die Stimme des Herzens seiner Brüder, denen er dient, hören möge – von Herzen, die suchen, fragen und bitten.

Die Welt gibt sich nicht mehr zufrieden mit Lösungen, die einfach nur im Namen des «Gesetzes Gottes» auferlegt werden, wenn sich dieses Gesetz nicht eindeutig in der Geschichte

offenbart. Möge die Sorge der bischöflichen Kollegien, der seelsorgerischen Ratgeber, der pastoralen Gemeinde gehört werden, die prophetischer sein werden, wenn ihre Mitglieder ohne Furcht und ohne Maske leben und sprechen können. Wer hat den Mut, sein Herz zu öffnen und offen zu sprechen, was er denkt? Die Türen für eine echte und ernsthafte Diskussion werden häufig mit autoritären Argumenten und beklagenswerter Weise sehr oft mit einer Verdammung geschlossen. Dadurch entsteht für viele Menschen ein Konflikt: Sie handeln auf die eine und denken auf eine andere Weise, oder sie wagen es so zu handeln, wie sie denken, auch wenn sie wissen, daß sie keine Unterstützung durch ihre Vorgesetzten erhalten, auch wenn sie vom Gottesvolk angenommen sind.

Und die Kirche gerät in Mißkredit, denn wenn das Echo des «Hosanna» und des «Es lebe hoch!» der hungrigen Menschenmengen verflogen ist, kehren sie zurück in den Alltag, wo sie weiterhin die Ungerechtigkeit in ihrem eigenen Volk und ihrer eigenen Kirche finden.

Wenn die Lichter, die triumphierend zur Ehre der Eucharistie angezündet worden sind, ausgelöscht wurden, wird die Menschenmenge, die das Sakrament besungen hat, wieder das Volk, das das Opfer lebt...

IV. *Wie gehst Du?*

In uns ist die Gewißheit, daß wir der Kirche einen Dienst leisten können. Wir gehören zu ihr. Wie sie sind wir unterwegs auf der Suche nach

dem Vater. Wir lieben die Kirche und möchten ihr immer mehr dienen in der Überzeugung, daß wir Teil des gleichen Volkes, Geheiligte und Sünder, sind.

V. *Mit wem gehst du?*

Wir sind unterwegs zusammen mit diesem Volk. Mit ihm haben wir gelernt, unser Leben in Ordnung zu bringen, unserem Glauben einen neuen Inhalt zu geben. Wir ahnen in ihm einen Hunger für Gott, für sein Wort, sein Verstehen, seine Geduld... In ihm sehen wir eine Kirche, die ein mutiges Verhalten braucht, angenommen mit der Demut derjenigen, die zu hören, zu denken und ihre – Positionen zu ändern wissen...

Aus diesen Gründen erwarten wir mit ihm von unserem Hirten und von unseren Brüdern im Priesteramt, die mit uns zur Eucharistie versammelt sind, die Unterstützung unseres Weges und die wirkliche Anerkennung dessen, daß wir Wanderer alle eine einzige Kirche bilden, die im gleichen Glauben zum gleichen Vaterland unterwegs sind.

Fortaleza, im Juli 1980.

Kontaktanschriften: Padres Casados, 1. Rua Gago Coutinho, 291, Maraponga, 60.000 – Fortaleza-Ceará-Brasilien; 2. Rua Henrique Autran, 124, Monte Castelo, 60.000 – Fortaleza-Ceará-Brasilien.